

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1900)
Heft: 2

Artikel: China einst und jetzt
Autor: Stolz, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mit 21 Millionen Export und 13 Millionen Import aus der Schweiz, lächerlich geringfügige Zahlen, wenn wir bedenken, dass jene Länder von 450 Millionen Menschen bewohnt sind, also beinahe 30 % der Bevölkerung der ganzen Erde. Das Verhältnis auf die Schweiz angewandt wäre: Export Fr. 86,600, Import Fr. 140,000!!

Die hier berührten günstigen und ungünstigen Faktoren, welche das ökonomische Leben und somit die Konkurrenzfähigkeit Japans beeinflussen, lassen uns zum Schlusse gelangen, dass wir vor jenem aufstrebenden Lande keine Angst zu nähren brauchen; einstweilen vermag die japanische Ware in Bezug auf Qualität nicht zu konkurrieren, dieselbe kann mit der Zeit nicht billiger hergestellt werden, als bei uns, irgendwelcher Wettbewerb bleibt auf Ostasien beschränkt. Die zunehmende Bildung der Japaner weckt neue Bedürfnisse, je mehr Industrie vorhanden ist, desto grösser der Warenaustausch und dieser Verkehr kommt wieder Europa zu gut. Nicht zu vergessen ist, dass die natürlichen Hilfskräfte des Landes keinen Vergleich mit jenen der Vereinigten Staaten oder Chinas auszuhalten vermögen, Wenn Japan auch reich sein sollte an Mineralen und Brennstoffen, so ist doch das Areal beschränkt und die Qualität wird auch in Frage kommen. Die Landwirtschaft wird jetzt schon intensiv betrieben und jeder anbaufähige Streifen Landes ist längst verwertet, trägt doch der Japaner die fruchtbare Erde auf dem Rücken in die Berge hinauf, um damit noch den nackten Fels zu bedecken und sich dort eine bescheidene Existenz zu erkämpfen.

China einst und jetzt.

Vortrag von C. Stolz.

China ist mit seinen fünf Millionen englischen Quadratmeilen der drittgrösste Staat der Welt und steht an Flächeninhalt nur dem britischen Reiche und Russland nach, während seine annähernd 400 Millionen Einwohner den vierten Teil der gesammten Menschheit ausmachen. Schon diese Thatsachen geben dem Lande ein Anrecht auf besondere Beachtung, namentlich in unserer Zeit, wo das krampfhafteste Festhalten an den überlieferten nationalen Eigentümlichkeiten einerseits und das Eindringen abendländischer Einflüsse andererseits einen Konflikt hervorgerufen haben, dessen Tragweite noch nicht abgesehen werden kann.

Um das Bestehende, das ein Produkt der bisherigen geschichtlichen Entwicklung ist, einigermaßen zu verstehen, müssen wir einen Blick in die Geschichte Chinas thun. Ich schöpfe meine Angaben ausschliesslich aus Missionsquellen, vorab aus Mitteilungen der mir persönlich bekannten Sinologen Dr. Faber und Schaub, die mit Sprache, Litteratur, Sitten und Anschauungen des Volkes vertraut waren und beide nach jahrzehntelanger Arbeit 1899 in China gestorben sind.

Der jetzige Einheitsstaat besteht nicht so lange, als gewöhnlich angenommen wird. Das eigentliche China war noch 800 vor Chr. von sehr mässigem Umfang und erstreckte sich zu beiden Seiten des Hoangho bis zu seiner Umbiegung nach Osten, und im Süden bis zur halben Entfernung zum Yangtse, also in dem Gebiet der heutigen Provinzen Honan, Schen-si und Schan-si. Daneben bestanden Feudalstaaten mit meist noch barbarischer Bevölkerung, deren Lehensfürsten sich nach und nach ihre Länder unterwarfen und die chinesische Herrschaft immer weiter ausdehnten. Die ganze Periode der Tschaodynastie (1122—221 v. Chr.) war ununterbrochene Kriegezeit, in welcher Millionen von Menschen geopfert wurden. Um 220 machte die Tschin-Dynastie den Feudalstaaten ein Ende und legte den Grund zum Einheitsstaate. Unter den Regenten dieser Dynastie dehnte sich das Reich im Osten bis Korea aus, im Norden etwas über Peking hinaus, im Westen ging die Grenze durch Kansu und Setschuen und im Süden bildete Anam die Grenze. Um gegen das Andringen mongolischer Stämme sich zu schützen, wurde von 240 vor Chr. bis 1547 unserer Zeitrechnung, also in 1800 Jahren, die grosse chinesische Mauer gebaut. Seit 200 Jahren bildet im Osten das Meer die natürliche Grenze. Grosse Kriegszüge gegen barbarische Völker, wie die Tanguten, Turkomanen und Tibetaner ziehen sich durch nahezu 3000 Jahre chinesischer Geschichte hindurch. Auf einem derselben, der von 135 v. Chr. 13 Jahre in Anspruch nahm, drang eine Expedition bis zum kaspischen Meer vor. Erst die Mandchu-Kaiser haben die nördlichen Länder Mandchurei, Mongolei und im Westen Tibet, Turkestan, Kaschgar u. s. w. dem Reiche einverleibt. Noch im 17. und 18. Jahrhundert wurden nach Central-Asien mit gewaltigen Armeen Kriegszüge unternommen, 1768 durch eine solche von 200,000 Mann Barma tributpflichtig gemacht. Auch mit Korea und Japan kamen öftere Zusammenstösse vor. China hat durch seine in Taktik und Bewaffnung überlegene Militärmacht sich zum jetzigen Umfang erweitert, noch mehr aber hat seine bewunderungswürdige Fähigkeit, den unterworfenen Völkern seinen geistigen Stempel aufzudrücken, die

Einheitsbestrebungen gefördert. Die Mongolei und Mandchurei z. B. waren geistig überwunden, ehe sie politisch angegliedert werden konnten.

Neben diesen Jahrtausende währenden Kriegszuständen gehen Greuel im Kaiserhause einher, das eine wahre Mördergrube genannt werden kann. Eines unnatürlichen Todes durch Rebellen, gedungene Mörder, Weiber und Eunuchen starben Kaiser im Jahre 194 v. Chr., in den Jahren unserer Zeitrechnung 6, 25, 147, 313, 317, 419, 424, 453, 465, 477, 479, 494, 501, 549 u. s. w.; daneben Entthronungen, Ermordung von Thronprätendenten und Abschächtung ganzer Familien von solchen. Einer der Gründe dieser traurigen Erscheinung ist das Haremswesen und die damit verbundenen Eunuchenwirtschaft, die etwa 1100 v. Chr. eingeführt worden sein mögen. Die Eunuchen haben das ihnen angethane Unrecht oft schrecklich vergolten. Bei Hof- und Haremsintriguen, Thronbesetzungen und Entthronungen, bei Mord und Verbrechen, spielen sie eine grosse Rolle. Freilich traf sie dann auch oft furchtbare Vergeltung. So sollen ihrer im Jahr 190 10,000 niedergemacht worden sein, weil sie den Bruder des Kaisers ermordet hatten, im 9. Jahrhundert wegen Kaisermordes wieder 1000, noch 1814 wurden 100 geköpft wegen Beteiligung an einer Verschwörung. Es sollen gegenwärtig 2000 Eunuchen im Palast sein. Neben der Kaiserin, die unter der Kaiserin-Mutter steht, so lange diese lebt, hat der Kaiser 9 Frauen zweiten, 27 dritten, 81 vierten Ranges und eine unbestimmte Zahl niederer Rangstufen, im Ganzen von 2—10,000. Was diese Kaiserinnen-Mütter und Kaiserinnen alles können, davon liefert die Zeitgeschichte ein lehrreiches Beispiel. Nur noch ein solches aus dem 7. Jahrhundert. Die Kaiserin Wu, ursprünglich eine untergeordnete Haremsdame, wusste sich nach dem Tode des Kaisers so in die Gunst seines Sohnes und Nachfolgers zu setzen, dass sie zur Kaiserin erhoben wurde. Sie liess Hunderte von Beamten umbringen, setzte den Kronprinzen ab und vergiftete seinen Bruder, setzte zweimal Kaiser ein und ab und regierte selbst bis 705. Auch ihre zwei Liebhaber mussten das Leben lassen. Sie war eine Beförderin des Buddhismus und wurde von dieser Sekte hoch erhoben. Die Familiengeschichte des chinesischen Kaiserhauses strotzt von solchen Scheusslichkeiten, und es ist einerseits ein Beweis für die enorme Zähigkeit des Volkes, das an diesen Dingen nicht zu Grunde gegangen ist und anderseits eine Erklärung dafür, dass so viele Reformen keinen Eingang gefunden haben, oder sich nicht lebensfähig erwiesen. Solange der Hof im Sumpf ist, aus welchem verderbliche Miasmen aufsteigen, ist an eine durchgreifende Besserung

im öffentlichen Leben nicht zu denken. An Anläufen hat es zwar nicht gefehlt, aber sie scheiterten teilweise auch an dem zähen Konservatismus des Volkes und an dem Mangel an Einklang mit der ganzen Kulturentwicklung desselben. So förderte 680 v. Chr. der Minister eines der Feudalstaaten neue Erwerbszweige und Handelsstrassen, 371 wurde eine Reform des Finanzsystems angestrebt, indem statt des Frondienstes Steuern eingeführt wurden. Das System geriet aber in Vergessenheit und 1070 wurde der Versuch erneuert. 179 wurde das Gesetz, das die ganze Familie eines Verbrechers verantwortlich macht, abgeschafft, besteht aber thatsächlich bis heute fort, ebenso wurde 167 die Strafe der Körperverstümmelung abgeschafft und die Todesstrafe beschränkt. Eine Gelehrten-Akademie wurde 136 gegründet, ging ein und wurde 502 und 640 erneuert. Die Folter bei gerichtlichen Untersuchungen wurde 67 v. Chr. verboten, besteht aber noch heute. 605 bis 1291 wurde ein Kanal von Hoangho zum Yangtse gebaut. Einige Kaiser haben den Ackerbau befördert und diese und jene Erleichterungen gewährt, aber diese Neuerungen blieben vereinzelt und wirkten nicht nachhaltig.

Zum Schluss dieses geschichtlichen Rückblicks noch eine Episode aus dem 17. Jahrhundert, die uns zeigt, wie in China Krieg geführt wurde, und die einen Kommentar zu dem bildet, was heute geschieht.

Genau zur gleichen Zeit und ebensolange als in Deutschland der 30-jährige Krieg tobte, wurde das chinesische Reich durch Empörung, Krieg und Eroberung in seinen Grundfesten erschüttert. Die letzten Kaiser der Ming-Dynastie waren schwach, grausam und ausschweifend, sodass ihr Joch vom Volke nur ungern ertragen wurde und der Unwillen desselben sich zuletzt in offener Rebellion Luft machte gegen die Bedrückung durch die Mandarinen. In Heeren bis zu 100,000 Mann zogen sie durch die Provinzen und verübten unmenschliche Greuel. Zudem lag das Reich im Krieg gegen die die Grenzen bedrohenden Tartaren. Einer der Bandenführer, Li tse shin, zog mit den Rebellen sengend und brennend durch das Land und konnte es schliesslich wagen, Peking anzugreifen. Ein Eunuche öffnete ihm die Stadthore und der Kaiser, der noch eine Armee von 150,000 Mann hatte, wusste nichts besseres zu thun, als sich in seinem Garten zu erhängen. Der gegen die Tartaren zu Felde liegende Prinz rief in dieser Bedrängnis die Mandschu zu Hülfe, die 1644 Peking einnahmen, aber dann vorzogen, zu bleiben und sich häuslich einzurichten. In wenigen Jahren hatten sie das ganze Land erobert. Am schwersten gelang ihnen die Unterjochung der Provinz Setschuen,

eine gebirgige Gegend am Oberlauf des Yangtse. Als die Nachricht vom Fall Pekings bekannt wurde, erhob sich dort ein Patriot, namens Tschang hin tschong, um die Unabhängigkeit der Provinz zu behaupten. Er soll der Abkömmling eines portugiesischen Juden, nach andern Berichten ein Mohammedaner gewesen sein und war jedenfalls einer der grausamsten Menschen, die je gelebt haben. Mit seinen Banden durchzog er plündernd die Provinz und konnte nach langem Widerstande sich auch der Hauptstadt Tschentu bemächtigen. Ergrimmt über die tapfere Gegenwehr, wollte er sämtliche Einwohner niedermachen lassen, wurde aber durch seine Generäle davon abgehalten und beschränkte sich auf gründliche Plünderung. Er hat aber das Versäumte reichlich nachgeholt. Den Staathalter, einen kaiserlichen Prinzen, liess er tödten, ebenso seine 3000 Eunuchen, und richtete dann selbst einen grossen Hofstaat ein. Da ihm die Literaten im Wege waren, lud er sie unter dem Vorwand eines Examens in die Hauptstadt ein und liess 30,000 der nichts Böses ahnenden Leute niederhauen. Desgleichen lud er die buddhistischen Bonzen zu einer grossen religiösen Feier ein und liess sie zu Tausenden mit einigen tausend Nonnen ebenfalls umbringen, sandte auch einen seiner Generäle durch das Land, um die noch übrigen Priester auszurotten. Ein ganzes Regiment liess er niedermachen, weil ein Soldat desselben ein ihm überreichtes Geschenk verachtet hatte. Aber auch diesem Scheusal sollte die Vergeltung kommen. Der Tyrannei müde, fiel einer seiner besten Generäle von ihm ab und ging zu den im Anmarsch befindlichen Mandschu über. An den Ueberläufern konnte der Wüterich sich nicht rächen und beschloss daher, die Hauptstadt, aus der sie sich hauptsächlich rekrutiert hatten, dafür büssen zu lassen. Er liess sämtliche Einwohner abschlachten oder in den reissenden Fluss werfen, und nach dem dreitägigen Würgen war die vorher stark bevölkerte Stadt völlig menschenleer. Endlich musste Tschang daran denken, den Mandschu entgegen zu rücken. Da ihm der ungeheure Weibertross des Heeres hinderlich erschien, liess er seine mehrere tausend Frauen, die Frauen der Offiziere und Soldaten, Dirnen und Marketenderinnen, zusammen 250,000 Weiber, abschlachten. Mag auch diese aus chinesischer Quelle geschöpfte Zahl etwas zu hoch gegriffen sein, so bleibt immerhin eine entsetzliche Blutthat, wie die Geschichte kaum eine zweite kennt, bestehen. Bald darauf wurde der Unmensch von seinem früheren General erschossen, dessen Pfeil ihn mitten in's Herz traf.

Ebenso wichtig wie seine Geschichte ist für die Kenntnis eines Volkes seine Religion, und da haben wir nun das seltsame Schauspiel, dass drei Religionen einträchtig nebeneinander bestehen und vom Volke nach Konvenienz benutzt werden, nämlich der Taoismus, der Confucianismus und der Buddhismus*).

Der Taoismus, dessen Hauptvertreter Laotse ist, fasst die Urreligion und alle Richtungen des chinesischen Geisteslebens in sich, die im Confucianismus keinen Platz fanden. Er predigt die Ueberwindung des Todes durch den Unsterblichkeitstrank. Es sollen über 100,000 diese Unsterblichkeit erreicht haben. Auch Alchemie, Magie und Zauberei gehört in das Ressort des Taoismus. Ein geköpfter taoistischer General ist zum Nationalgott der Chinesen erhoben worden. Im Jahr 666 erhielt Laotse göttliche Verehrung und 674 wurde auf kaiserlichen Befehl das älteste taoistische heilige Buch als Textbuch für die Schulen und Prüfungen eingeführt. 824, 846 und 859 starben hintereinander drei Kaiser an Lebenselixir. Kublai Khan liess die taoistischen Bücher verbrennen, auch 1403 wurden die Bücher, die vom Unsterblichkeitstrank handelten, verbrannt, aber von 1488 an beschäftigte der Kaiser sich wieder mit der Herstellung des Elixirs. Die taoistische Papstwürde ist seit 423 in der Familie eines Priesters, der damals den Titel »Himmels-Präceptor« erhielt, erblich. Er wird als Oberherr der Götter und Geister angesehen, die er auf Befehl des Kaisers einsetzt und absetzt, befördert oder degradiert. Er gibt am 1. jeden Monats als irdischer Vertreter des Jaspis-Gottes allen Göttern aus dem Himmel, der Unterwelt und dem Meer Audienz, und was dergleichen Herrlichkeit mehr ist. Die Taoistenpriester, die verheiratet sein dürfen, machen sich nützlich als Exorzisten, Verfertiger von Zaubermitteln, Amuletten und Medizinen.

*) Auch mit dem Christentum ist China frühe in Berührung gekommen. Nach einem im Jahre 1625 in Singan entdeckten Denksteine mit syrisch-chinesischer Inschrift ist dort anno 636 durch einen Stab von Männern, die vom Patriarchen Jesubabus Gadalensis ausgesandt wurden, eine Mission begonnen worden, deren Spuren sich mehrere Jahrhunderte erhalten haben. Von Seiten Roms wurde der erste Missionsversuch zwischen 1320—30 unternommen durch Jordanus, Mitglied der dominikanischen „peregrinantium societas“, der sich drei Jahre in Peking aufgehalten hat. Die unter Jordanus Nachfolgern, Johannes Corvinus, Marignola und andern aufgeblühten schönen Anfänge gingen 1370 mit dem Sturz der mongolischen Dynastie und dem Tode des letzten Erzbischofs von Peking, Wilhelm von Prato, unter. Im 16. Jahrhundert ist bekanntlich auch Franz Xavier von Indien nach China gegangen.

Auch der Mohammedanismus hat im Lande Fuss gefasst. Wann und wie er dahin gekommen, ist ungewiss.

Der Kultus gilt dem Jaspisgott, den Sterngöttern, den Göttern der fünf Elemente, der Naturerscheinungen, der Krankheiten, der Tiere, sowie unzähligen Lokalgottheiten. Trotzdem die ältern Schriften des Taoismus zum tiefsten gehören, das die chinesische Litteratur besitzt, ist diese Religion aus dem verhältnismässigen Lichte der Wahrheit in das Dunkel des Aberglaubens hinabgeglitten und hat in ihren offiziellen Vertretern keinen wesentlichen, jedenfalls keinen heilsamen Einfluss auf die Geschichte des Volkes geübt.

Der Confucianismus, der seine Wurzeln ebenfalls im Altertum hat, ist eine Art Reformationsbestrebung, d. h. eine Reaktion gegen die im sechsten Jahrhundert v. Chr. herrschende Religion und Moral. Kongfutse war nicht antireligiös, wie aus manchen seiner Aussprüche geschlossen wurde, er wollte nicht Neues, sondern das Alte in reiner Darstellung bringen. Seine Stärke besteht darin, dass er und seine Schüler den nationalen Gedanken verkörperten.

Die 13 heiligen Schriften des Confucianismus werden gewöhnlich die chinesischen Klassiker genannt. Sie enthalten ein weit verzweigtes System religiöser Gebräuche, aber weder ein wissenschaftliches noch dogmatisches System. Kongfutse legt viel Gewicht auf aktive Moral, eifert gegen den Sensualismus und will die edlen Anlagen des Menschen im persönlichen Leben, in Familie und Staat, zur Herrschaft bringen. Er stellt das Prinzip der Autorität auf und der Subordination des eigenen Willens unter den Vater, die Gemeinde, das Alter und den Kaiser. Religion, Moral und Politik sind bei ihm eng verbunden. Das Vorherrschen des nationalen Gedankens ermöglichte den Sieg über den Taoismus nach Jahrhunderte langem Ringen. Freilich blieb das System in diesem Kampfe nicht intakt. Auf den Confucianismus der Klassiker folgte der durch den Taoismus veränderte, dann der vom Buddhismus beeinflusste und in neuerer Zeit die moderne kritische Richtung unter dem Einfluss des Abendlandes. Unzweifelhaft beherrscht auch heute noch der Confucianismus die chinesische Gedankenwelt, trotz buddhistischen Flitters. Es lässt sich denken, dass ein System, das das Verhältnis des Menschen zum Staatsgedanken in den Mittelpunkt stellt und eine moralische Weltordnung predigt, einen nicht geringen Einfluss ausübt. Freilich ist der Ahnen- und Geisterkultus längst zum Götzendienst ausgeartet und Fatum, Astrologie und Wahrsagekunst haben grossen Eingang gefunden.

Erst 145 v. Chr. wurde dem 481 gestorbenen Kong fu tse in seinem Geburtsorte ein Tempel errichtet. Der Kultus erfuhr viele Wandlungen im Laufe der Jahrhunderte. Jetzt werden in etwa 2000

Tempeln dem Kong fu tse und 176 Mitgenossen seiner Ehren Opferfestlichkeiten dargebracht. Die nach Tausenden zählende Nachkommenschaft übt das Wächteramt über Grab und Tempel in seinem Geburtsort. Das Familienhaupt hat den Herzogtitel. In der Nähe des Grabes des Ahnherrn sind die Gräber der Stammeshäupter, die über 70 Generationen repräsentieren, ein ganz einzigartiger Friedhof. Leider kann von diesem ältesten Adelsgeschlecht der Welt, den Herzogen der Kung-Familie, nicht gerühmt werden, dass sie ausser der Bewahrung des Grabes ihres grossen Ahnherrn für China viel geleistet und seine strenge Moral zu der ihrigen gemacht hätten.

Der *Buddhismus* ist aus Indien nach China importiert worden. Ob schon im dritten Jahrhundert v. Chr. Missionare dahin gekommen sind, ist nicht sicher. Im Anfang unserer Zeitrechnung erlangte der Buddhismus kaiserliche Gunst und nach und nach weite Verbreitung im Reich. 399—414 machte ein Mönch Fa Hien eine Reise nach Indien, sein Reisebericht ist noch bekannt. 451 wurde gestattet, in jeder Stadt einen buddhistischen Tempel mit 40—50 Priestern zu errichten. Der erste Kaiser, Hien Wen, der den Buddhismus selber annahm, liess 467 aus 100 Centner Bronze und 6 Centner Gold eine 43 Fuss hohe Statue Buddha's errichten. Ein anderer Kaiser, Wu, wurde 527 Mönch. 845 wurden 44,660 Tempel und Klöster, mit denen 260,500 Mönche und Nonnen und 150,000 Sklaven in Verbindung standen, eingezogen und zerstört, aber schon der nachfolgende Kaiser restituierte den Buddhismus. Seit 915 befindet sich die Insel Puto, südlich von Ningpo, als kaiserliches Geschenk im Besitz der Religionsgemeinschaft. 1260 wurde der Lamaismus eingeführt. Dem Oberlama von Tibet gab der Kaiser den Titel Dalai-Lama, sich selbst aber hiess er »Buddha der Gegenwart«, sodass er auch über den Dalai-Lama erhaben ist. Wir können die wechselvolle Geschichte dieser Religion in China nicht weiter im Einzelnen verfolgen. Sie hat bei den praktischen Staatsmännern nie grossen Einfluss erlangt, weil sie, im Gegensatz zum staaterhaltenden Confucianismus, eher staatzersetzend wirkt. Sie predigt die Eitelkeit der Welt, betont die Meditation, also Abkehr des Geistes von der Aussenwelt und lehrt konsequente Vergeltung nach dem Tode, der nur ein Uebergang zu einer andern Lebensform ist. Die populären Schriften empfehlen besonders die verdienstlichen Werke, durch welche begangene Schuld gesühnt werden könne, und stellen Skalen auf, nach welchen Jeder seine Ewigkeitsrechnung selber führen kann. Also Furcht vor der Strafe auf der einen Seite und Dünkel auf der andern, wenn man

seine Rechnung in Ordnung glaubt; für Gottes- und Nächstenliebe ist kein Raum da.

Der Buddhismus hat gewiss im Ganzen auf seine Bekenner sittenmildernd gewirkt, aber nicht in dem Grade, wie die Stubengelehrten uns glauben machen wollen. Was Landor in Tibet erlebt hat, spricht nicht stark dafür, auch sind die Mongolen nicht die sanften Lämmer, die sie nach dieser Theorie sein müssten. Der Eingang, den der Buddhismus in China gefunden hat, ist wohl teilweise dem Umstand zuzuschreiben, dass er der Träger indischer Kultur war, die neue Anregungen, namentlich in der Baukunst, brachte. Fragen wir nach den Früchten dieses Baumes, so sind wir in Verlegenheit, sie zu finden. Trotz der Gunst, die der Buddhismus beim Hofe fand, ist dort Blutvergiessen durch Mord und Krieg nicht zurückgedrängt, und ist Seuchen, Hungersnot und Ueberschwemmungen, die durch geeignete Massnahmen hätten verhütet oder gemildert werden können, nicht gesteuert worden.

* * *

Die Mythe von der Uebervölkerung Chinas ist bei näherem Zuschauen ganz haltlos. Das trifft wohl zu auf die Flussniederungen und die Hafenstädte, aber nicht auf das ganze Land, das bei 24fachem Umfang des deutschen Reiches nur eine 8fache Bevölkerung aufweist. Mit Verkehrswegen und einer rationellen Wirtschaft, zu welcher auch der Schutz der Wälder gehören müsste, könnten noch ungezählte Millionen ihr Auskommen finden, der noch ungehobenen Schätze von Metallen und Mineralien gar nicht zu gedenken. Allein die Provinz Hunan, die sich seiner Zeit durch ihren Fremdenhass hervorgethan hat, besitzt ein Areal von Steinkohlenlagern, das dasjenige Europas übertrifft. Die gute Bodenbeschaffenheit und ausreichende Bewässerung, die vielen schiffbaren Flussläufe, die ausgedehnte Seeküste mit vorzüglichen Häfen und Fischerei, regelmässige, vom Monsun abhängige Regenverhältnisse und ein gemässigttes, abgestuftes Klima sind Faktoren, die bei guter Verwaltung zum Wohlstand des Landes beitragen müssten. Es ist eine schwere Anklage gegen die bestehende Staatsverwaltung, dass viele Chinesen in den indischen Archipel und bis nach Amerika auswandern, um ihr Brot zu suchen. Allerdings steht jetzt Verbesserungen auf diesem Gebiet auch der Aberglaube des Volkes noch als unüberwindliches Hindernis entgegen, indem durch das Fungschui, d. h. die Wind- und Wasserlehre, ein grosser Prozentsatz wertvollen Bodens der Kultur entzogen wird. China hat keine Friedhöfe, sondern die Gräber werden nach den Regeln der Geomantie

an irgend einem glücklichen Platze, oft mitten im besten Felde, angelegt und nun darf, um die Geister der Verstorbenen nicht zu incommodieren, der Boden in einem gewissen Umkreise nicht mehr bearbeitet werden. Ebenso darf in den Eingeweiden der Erde nicht gewühlt werden, um den grossen Drachen nicht zu stören. Die geringste Veränderung der Bodengestaltung durch Abgraben oder Auffüllung, Erhöhung, Abbruch oder Bau eines Hauses kann nach der Lehre der Geomantie über Familien, Gemeinden und ganze Gegenden schweres Unglück bringen. Daher die Wut der Chinesen über den Eisenbahnbau, der natürlich sich nicht an das Fungschui kehrt, und über den Telegraphen, an dessen Stangen die herumfliegenden Geister sich stossen und im Zorn darüber allerlei Unheil anrichten könnten. In einem Distrikt des Südens fielen in einem Jahr sämtliche Examinanden durch. Statt nun den Fehler bei diesen selbst zu suchen, wurde ausgeklügelt, dass ein Europäerhaus, das auf einer Anhöhe gebaut war, gegen das Fungschui verstosse und somit die »Rothaarigen« an dem Unglück schuld seien. Trotz der vielgerühmten Intelligenz ist das chinesische Volk ein durch Aberglauben geknechtetes, gejagt und gepeinigt von der Furcht vor Geistern und Teufeln, vor drohendem Unglück und Tod. Daher auch die Tagewählerei, um für alle wichtigeren Unternehmungen, wie Reparatur oder Bau eines Hauses, Hochzeit und Begräbnis, Reisen u. s. w. einen glückbringenden Tag herauszufinden.

Geht es trotzdem schief, so lässt der Chineser nicht selten seinen Zorn an seinen Götzen aus. Bei anhaltender Dürre wird er auf die Strasse gestellt, damit er wisse, wie die Hitze thue. In der Quantung-Provinz wurde in einem Kloster gestohlen. Die ergrimmten Buddhistenpriester hängten den Götzen an einem Strick auf und zerbläuten ihm den Kopf zur Strafe für seine Unachtsamkeit und damit er den Dieb ausfindig mache. Einem Mann derselben Gegend holte der Fuchs einige Hühner, worauf dieser seinem Götzen ankündigte: »Wenn Du in Zukunft nicht besser auf mein Vieh Achtung gibst, so begiesse ich Dich mit Jauche.«

Wir sehen überhaupt in der Religion Chinas einen steten Rückschritt von einer reineren Erkenntnis zur Verflachung und Versinken in Aberglauben. Die Alten kannten noch Schangti, den obern Herrscher, der in der ältesten Stelle der Litteratur, wo von ihm die Rede ist, einfach Ti, Gott genannt ist; die Naturkräfte Wind, Wasser, Feuer u. s. w. werden Schin, Geister, geheissen. Eine spätere Zeit rückte dann Schangti immer mehr in eine unnahbare Ferne und um's

Jahr 1200 kam ein pantheistischer Zug hinzu, der die Summe der Naturkräfte vergöttlichte und in dem Begriff Schangti zusammenfasste. Von alter Zeit her ist der Schangti-Kult ausschliesslich Sache des Kaisers, der im Tempel des Himmels in Peking als Hohepriester seines Volkes die Sommer- und Winterbrandopfer dem höchsten Herrscher darbringt. Das Volk aber ist ganz vom Ahnenkultus beherrscht, der im Confucianismus begründet ist. Vielleicht war dieser Kultus ursprünglich mehr nur eine berechnete Bezeugung der fortdauernden liebevollen Erinnerung an die Verstorbenen, der der Chinese in seiner Weise mit Schweinefleisch, Reis und Weinopfer Ausdruck gab. Dann wurden die Ahnen die Vermittler zwischen der fernen Gottheit und den Menschen, zwischen jenseits und diesseits. Damit nun die Verstorbenen nicht als herumirrende, hungernde Geister Unheil über ihre Nachkommen bringen, müssen sie stets mit den nötigen Opfergaben bedacht werden, wobei freilich der praktische Chinese die Geister mit dem Duft der Speisen sich begnügen lässt, während er den substantiellen Teil derselben selbst verzehrt. Von den Ausartungen abgesehen, ist gewiss die Pietät für das Alter, namentlich für die Eltern, ein versöhnlicher Zug im Charakter des Chinesen, der ohne Zweifel nicht wenig zur Erhaltung des Volkes beigetragen hat.

* * *

An Sprache und Litteratur können wir nicht vorbeigehen. Die Sprache, bekanntlich eine der schwierigsten, die es gibt, zerfällt in die Umgangssprache, Zeichenschrift und die Schriftsprache. Das Chinesische hat nur ca. 700 einsilbige Wörter, die durch zwei ebene, zwei unebene und zwei eingezogene Töne einen grossen Wortreichtum bilden. Zudem hat oft dasselbe Wort in demselben Ton sechs bis zehn Bedeutungen, die in der Umgangssprache durch Zusammenstellung mit einem Synonym kenntlich werden. Wie wichtig die genaue Beachtung der sechs Töne ist, können wir daraus sehen, dass das Wort *schu* im Hakka je nach Betonung heissen kann: Buch, Kartoffel, Hand, Baum, reif, Onkel. Im Norden herrscht der Mandarin-Dialekt vor, im Süden das Punti, Hakka und Hoklo. Die Zeichenschrift wird also in verschiedenen Gegenden verschieden gelesen, aber von allen, die die Zeichen kennen, verstanden. Flexion kennt die Sprache nicht, der Accusativ steht immer vor dem Dativ.

Die Zeichenschrift ist aus einer Bilderschrift entstanden. Schon 1200 v. Chr. sollen 500 Bildzeichen vorhanden gewesen sein. Dazu kamen die Andeutungszeichen zum Ausdruck abstrakter Begriffe, später Begriffsverbindungen, z. B. *klar*: Zeichen für Sonne und Mond,

satz von Schein und Wesen hinweisen, der uns im chinesischen Volksleben entgegentritt. Die offizielle und Vulgärsprache trieft von Moral, während Grausamkeit, Mädchenmord, Raub, Plünderung und Stammesfehde, Opiumrauchen, Spiel und andere Laster am Mark des Volkes zehren. Von den oft recht schönen Sinnsprüchen möchte ich einen den Rackern in's Stammbuch schreiben, die den allezeit hungrigen Fiskus zu hintergehen gewohnt sind: »Wo im Hause Friede und Eintracht ist, da ist Freude die Fülle, selbst wenn es an der Nahrung mangeln sollte, und wer seine Steuern alle bezahlt hat, des Herz ist voll Freude, selbst wenn im Beutel nichts mehr übrig ist.«

Wenn ich keine *guten* Eigenschaften des chinesischen Volkscharakters anführe, so soll damit nicht gesagt sein, dass keine vorhanden seien, aber *alles* kann man in einer Stunde nicht sagen, und das Gute ist eben auch in China nicht der herrschende Faktor.

Vergegenwärtigen wir uns noch ein wenig die neuere Geschichte des Landes zu besserem Verständnis der heutigen Ereignisse.

Vor 100 Jahren wurde geschrieben: »Das Reich Sina ist eine balsamierte Mumie mit Hieroglyphen bemalt und mit Seide umwunden. Ihr innerer Kreislauf ist wie das Leben schlafender Wintertiere. Wie die Sinesen das Goldpapier, den Firnis, die sauber gemalten Züge ihrer Schriftzeichen und das Geklingel schöner Sentenzen unmässig lieben, so ist auch die Bildung ihres Geistes diesem Goldpapier und diesem Firnis, den Charakteren und dem Schellenklang ihrer Silben durchaus ähnlich. Die Gabe der freien Erfindung scheint ihnen die Natur versagt zu haben, während sie ihren kleinen Augen jenen gewandten Geist, jene listige Betriebsamkeit und Feinheit, jenes Kunsttalent der Nachahmung in allem, was ihre Habsucht nützlich findet, mit reicher Hand zuteilte.« Ungefähr um dieselbe Zeit schrieb Henry Ellis, der Begleiter des Gesandten Lord Amherst: »So lächerlich auch die Anmassungen des Kaisers in Peking lauten, so bekommt man doch beim Reisen in diesem Reiche den Eindruck, der Kaiser von China beherrsche das grösste und herrlichste Land der Erde.«

Wer hat nun recht? In ihrer Weise Beide, nur hatten Ellis und die Europäer überhaupt damals noch keine Ahnung von der innern Hohlheit und Fäulnis des in imposanter Grösse dastehenden Reiches, die sich seither in schrecklicher Weise offenbart haben. Einen nicht geringen Anteil an dem raschen Verfall haben die geheimen Gesellschaften, seit undenklichen Zeiten ein Fluch China's. Ihnen waren am Anfang des 19. Jahrhunderts die verweichlichten Nachfolger der kriegerischen Mandschu-Eroberer nicht mehr gewachsen. Sie

schossen im Norden wie Pilze aus der Erde, während im Süden der Konflikt mit dem noch unbekanntem Westen sich anbahnte. In der Provinz Schantung richtete die Gesellschaft der Lehre der weissen Lilie Unruhen an, deren Bekämpfung dem bedeutendsten General acht Jahre kostete. Unter dem Namen Himmel- und Erdgesellschaft tauchten die Geheimbünde von neuem auf und verbreiteten sich rasch über die fünf nördlichen Provinzen, wagten sogar ein Attentat auf den Kaiser. Einen furchtbaren Ausbruch verursachte in der Mitte des Jahrhunderts die sogenannte Dreieinigkeits-Gesellschaft in der Taiping-Rebellion, die schliesslich von Gordon und Li Hung Tschang niedergeworfen wurde. Im Süden hat sich die Verbindung unter dem Namen Dreipunktgesellschaft weiter entwickelt und durch Räuberbanden die Quantung-Provinz terrorisiert. Die Parole der geheimen Gesellschaften im Süden ist seit 40 Jahren: Revolution gegen die Mandschu-Dynastie und Wiederherstellung der Ming-Dynastie, während der nördliche Zweig, die Khen theu fui oder Boxer, 1899 die Parole ausgegeben hat: Stütze der Mandschuren, Vernichtung der Fremden. Wie sie das zu erreichen suchten, wissen wir. Rechnen wir zu der unterminierenden Thätigkeit dieser Geheimbünde die Stösse von aussen, die schmählichen Opiumkriege von 1839 und 1842, den englisch-französischen und den japanischen Krieg, sowie die Verlotterung der Staatsmaschine, die Korruption und Bestechlichkeit der Mandarinen, die im Volksmunde weniger schmeichelhaft als zutreffend die Tiger des Flachlandes heissen, so wird uns der schnelle Niedergang des Reiches begreiflich. Durch den Verkehr mit dem Westen, das Eindringen abendländischer Ideen und nicht zum mindesten durch die stille Arbeit der Mission ist der schlafende Riese aus seinem Traumleben aufgestört worden, reibt sich die Augen und schlägt wütend um sich, als ob er gern noch weiter geschlafen hätte.

Was soll nun werden? Die philisterhafte Gemütlichkeit, die Göthe in den Worten schildert:

Nichts Bess'res weiss ich mir an Sonn- und Feiertagen
 Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
 Wenn hinten, weit, in der Türkei
 Die Völker auf einander schlagen;

ist ein für allemal vorüber. Wenn die Völker, nicht nur hinten in der Türkei, sondern noch viel weiter hinten in China auf einander schlagen, so lässt uns das nicht unberührt. Die Welt ist durch die im letzten Jahrhundert enorm gesteigerten Verkehrsmittel viel kleiner geworden, die Solidarität der Interessen ist gewachsen, und es kann

uns daher nicht gleichgültig sein, wie die Dinge im fernen Osten sich gestalten. Gesetzt, China würde militärisch und industriell erstarken, würde seiner Möglichkeiten bewusst und finge an, die reichen Hilfsquellen seines Landes auszubeuten, so könnte es mit Leichtigkeit Europa an die Wand drücken. Bis dorthin ist freilich noch ein weiter Weg, aber die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen. Das grössere Uebel aber wäre es, wenn das Land vermöge der Habgier der europäischen Völker ein Zankapfel für dieselben würde. Der chinesische Oberzolldirektor, Sir Robert Hart, sieht nur zwei Möglichkeiten zur Verhütung der gelben Gefahr: Entweder Zerlegung des Reiches in mehrere unabhängige Königreiche, oder Christianisierung des Landes. Ob in ersterem Falle nicht der Rasseninstinkt unter Umständen doch eine vereinte Aktion gegen Europa trotz der Trennung herbeiführen würde, ist mir freilich zweifelhaft. Jedenfalls stellt die chinesische Frage an die europäische Diplomatie die denkbar grössten Ansprüche und man möchte ihr etwas mehr Einigkeit und Einsicht wünschen, als sie in letzter Zeit an den Tag gelegt hat. Auch Dr. Faber scheint von ihr nicht allzu hoch zu denken, wenn er schreibt: »Leider bin ich nicht imstande, die grossartigen Leistungen dieser hohen Diplomaten hier aufzuzählen; denn dieselben entziehen sich völlig meiner Beurteilung und sogar meiner Kenntnis, da ich noch nicht Gelegenheit fand, der Hauptstadt Chinas einen Besuch abzustatten. Man hört nur wohl flüstern, jeder der hohen Herren halte sich einen Pudel, der auf deutsch den Namen »Handelspolitik« trage. Der Abschluss von vorteilhaften Handelskontrakten sei aber des Pudels Kern. Dabei bleibe freie Zeit genug, sich eingehend abzugeben mit dem, »was man in China isst und trinkt«, und der Mission hie und da einen Fusstritt zu versetzen.« Uebrigens beteiligen sich auch Nicht-Excellenzen an den Ausfällen auf die Mission. Am Anfang der jetzigen Wirren schrieb ein junger Kaufmann nach einem Trinkgelage in Tientsin an ein vornehmes Hamburger Blatt u. a.: »Man freut sich beinahe, wenn die Missionare umgebracht werden,« und das vornehme Hamburger Blatt nahm keinen Anstand, die Rüppelei ohne missbilligende Bemerkung abzudrucken. Dass der grüne Jünger Merkurs etwas von der Mission gesehen habe, ist zweifelhaft — es ging wohl da nach dem Sprichwort: »Wie die Alten sangen, so zwitschern die Jungen.« Den Herren wäre etwas mehr Vorsicht anzuraten, sonst könnte die Mission den Stil umdrehen und mit Fug und Recht sagen, dass viele in überseeischen Ländern sich aufhaltende Europäer das grösste Hindernis gegen die Christianisierung heidnischer Völkerschaften sind,

weil ihr Lebenswandel und ihr Verhalten gegenüber den Eingeborenen nicht nur dem Christentum, sondern auch der Gesittung Hohn spricht. Jedenfalls wird sich die Mission durch Anfeindungen, wie sie in der letzten Zeit so häufig waren, an der Verfolgung ihrer grossen und segensreichen Aufgabe nicht irre machen lassen.

Die Anforderungen, die eine Sanierung der chinesischen Verhältnisse stellt, sind keine geringen. Vorab muss der Augiasstall am Hof, das Harems- und Eunuchenwesen, ausgemistet werden, dann sollte der Vielweiberei und Korruption der Mandarinen gesteuert, die Naturmittel und Arbeitskräfte nutzbar gemacht, der Elementarunterricht befördert, die mit dem Götzendienste verbundene Verschwendung eingeschränkt, Laster, Opium, Spiel und andere soziale Uebel bekämpft, die Rechtspflege und das Finanzwesen geordnet, Sitten und Gebräuche vereinfacht, die frühen Heiraten abgeschafft, das Armen-, Kranken- und Versicherungswesen reguliert, die Sanitäts-einrichtungen verbessert resp. eingeführt, die Verkehrsmittel vermehrt und freie Religionsübung gestattet werden. Wird China die Kraft haben, sich, ähnlich wie Japan, zu solchen Neuerungen und Verbesserungen aufzuraffen, und wird das Abendland ihm mit gutem Willen an die Hand gehen? Hoffen und wünschen wir es, denn das Schicksal Europas liegt nicht zum wenigsten — im fernen Osten.

Kleine Mitteilungen.

Die brasilianische Krankheit. Von Dr. med. *Sehrwald* (Joinville). — Unter brasilianischer Krankheit versteht man, wie bekannt, eine hochgradige Blutarmut, die in Brasilien unter Eingeborenen wie Eingewanderten so häufig ist, dass man sie als Krankheit des Landes, mal da terra, bezeichnet. Dasselbe Leiden kommt auch in der gemässigten Zone, z. B. in einigen Bergwerken und Ziegeleien Deutschlands, vor; am verbreitetsten ist es jedoch in der heissen Zone und besonders in Brasilien. Bei der brasilianischen Krankheit ist die Blutarmut oft so hochgradig, dass die Ohren, Wangen und Lippen fast weiss aussehen. Bei Farbigen bemerkt man die grosse Blässe am leichtesten an dem Zahnfleisch und an der Innenseite der Augenlider. — Aeusserst selten heilt die brasilianische Krankheit von selbst aus. Meist besteht sie viele Jahre und führt schliesslich durch Wassersucht das Ende herbei. In manchen Fällen tritt jedoch der Tod binnen kurzer Zeit nach Beginn der Erkrankung ein und zwar unter dem Bilde eines Magen- und Darmleidens. Ueberhaupt findet man bei der brasilianischen Krankheit stets Anzeichen von Darmstörungen, so sehr häufig einen aufgetriebenen Leib, Leibscherzen, Aufstossen, Erbrechen, schlech-